



Georg Hermann
Spielkinder

Roman

Wallstein

Georg Hermann
Spielkinder

Georg Hermann • Werke in Einzelbänden
Herausgegeben von Christian Klein

Georg Hermann
Spielkinder
Roman

Mit einem Nachwort
von Christian Klein



WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2021
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus Aldus Roman
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
SG-Image unter Verwendung des Fotos »Gymnasiast und Mädchen«, 1923,
© Scherl/Süddeutsche Zeitung Photo
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen
ISBN (Print) 978-3-8353-5037-3
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4751-9

Inhalt

Spielkinder 7

Anhang

Nachwort (*Christian Klein*) 257

Editorische Notiz 295

Vorwort

Mein Verleger – liebenswürdig wie stets – hat mir auf meinen Wunsch ein Buch der »Spielkinder« mit schönem, weißem Papier durchschießen lassen, weil ich sagte, ich wollte diese Erzählung ein wenig überarbeiten, hier ein Wort ausmerzen, dort eine Schilderung umformen ... diese Erzählung, die nunmehr nach fünfzehn Jahren neu gedruckt wird. Und nun, da das Buch jetzt vor mir liegt, – da merke ich erst: es ist stärker als ich. Ich kann das Buch nicht lesen, ohne ein seltsames Gefühl in der Kehle zu verspüren, ohne – wenn ich aufblicke – die Dinge um mich etwas verschwommen zu sehen. Und ich beile mich darum, mein Buch schnell wieder aus der Hand zu legen. Ich vermag kaum ein Wort, geschweige denn eine Zeile daran ernstlich zu ändern; – nicht, weil ich es etwa für vollendet halte, sondern weil ich jetzt, nach langen Jahren, nicht mit Tinte in ein Buch hineinschreiben möchte, das mit Blut geschrieben wurde.

Ich muß daran denken, wie ich es damals schrieb. Im Herbst 1894 nahm ich den Anfang mit, als ich mit dreiundzwanzig Jahren nach München zum Militär kam, nahm ihn mit unter einem Haufen von Manuskripten, die sich im Laufe von Jahren angesammelt hatten. Denn damals war ich von des Morgens um acht bis des Abends um acht im Geschäft und hatte für mich, ganz für mich nur die Nächte, die so schön ruhig waren. Und dabei schrieb ich und schrieb ich, und wenn ich eine Arbeit, ein Stück, eine Skizze fertig hatte, fing ich etwas anderes an. Ich hatte nie den Versuch gemacht, etwas unterzubringen: denn endlich waren die Dinge doch für mich da, gin-

gen mich an und niemand sonst. Und nun verfügte ich plötzlich beim Militär über so viel freie Zeit, über eine solche Unsumme von freien Tages- und Nachtstunden, wie ich vordem noch nie gehabt hatte; auch in der Schule nicht – trotzdem ich mir da – weiß Gott! – zu jeder Klasse die doppelte Zeit genommen hatte.

Aber vielleicht wäre die »große« Arbeit doch auch beim Militär nie fertig geworden, wenn ich nicht im rechten Moment eine Lungenentzündung bekommen hätte und dann nach Partenkirchen geschickt worden wäre, damit ich mich erhole. Durch eine seltsame Verketzung von Umständen, die zu erzählen – nicht wahr, lieber Freund Wetzlar? – zu weit führen würde, fand ich hier in Partenkirchen eine junge Dame vor, die so überaus liebenswürdig war, nach meinem Geschmire ein anständiges Manuskript zu machen mit reizend gleichmäßigen, perlenden Buchstaben, und der ich auch einzelne Partien frei in die Feder diktierte. Da sie – diese junge Dame, die selbst schwer materiell zu kämpfen hatte – (sie ist mir längst als Frau so und so aus den Augen gekommen) – da sie für die Hundearbeit weder Lohn bezog – woher sollte ich es nehmen, ohne zu stehlen?! – noch sonst zu mir in irgendwelchen Beziehungen stand, die eine solche Aufopferung erklärlich scheinen lassen konnten, so möchte ich ihr hier einmal für diese Tat, die vielleicht die Lebensrettung eines Menschen war, und die mehr Energie verlangte, als wenn jemand in einem plötzlichen Impuls einen Ertrinkenden am Genick packt, – an öffentlicher Stelle meinen Dank sagen. – Vielleicht mag sie die Arbeit interessiert haben, weil sie selbst ein schweres und kümmerliches Leben hinter sich hatte, und weil sie empfand, daß es die Sache der Jugend, der niedergedrückten, dumpfen, tränenschweren Jugend war, die ich führte, eben weil

ich sie führen mußte, weil ich sonst daran erstickt und zugrunde gegangen wäre. Gewiß – das mag hinzukommen. Aber das macht das Verdienst nicht kleiner, dieser Arbeit und mir Wochen um Wochen in wundervoller Selbstlosigkeit gewidmet zu haben.

Jetzt, da ich die Zeilen schreibe – ganz allein in meiner Wohnung an einem Sonntagnachmittag, hinausblickend in den graugelben, gewittrigen Himmel, fort über die Kiefernkrone und das niedrige Grün, zwischen denen die roten Dächer der Landhäuser müde träumen ... jetzt, da summen in mir, während meine Augen an der Unendlichkeit des trüben Horizontes hängen, die schönen Verse Momberts, die da ungefähr so schließen: Wo du auch seist – hier oben ist einer von Deinen und sendet dir Grüße – Grüße!

Ja – und als ich nun wieder nach Berlin zurückkam, nahm ich das Manuskript unter den Arm und ging zu einem Verleger. Das heißt: ich hatte in der Lützowstraße den Namen Fontane & Co. gelesen, und da ich so unklar der Meinung war, der bekannte Schriftsteller wäre zugleich Verleger, oder er hätte zum mindesten mit diesem Verlage zu tun, so sagte ich mir: dieser Mann muß für mich Verständnis haben!

Und nach einiger Zeit hielt ich wirklich ein Schreiben in Händen: man würde mein Buch bringen. Vorher wollte man noch versuchen, einen Abdruck zu erzielen. Und bald wurde ich zu einer damals sehr bekannten, ersten Romanzeitschrift zitiert: Man hätte sich sehr interessiert, ja man hätte sogar ein seitenlanges Gutachten ausgearbeitet, während man sonst kaum Zeilen schriebe; man würde es nehmen ... aber, aber – ich sollte ändern, – das und jenes, – die Sache nur ein ganz klein wenig *ad usum delphini* umschreiben.

Ich war damals ein stellungsloser Kaufmann, lag meinen Angehörigen, mit denen ich mich außer einer verstorbenen Schwester und der Mutter nie recht zu stellen wußte, auf der Tasche; – ich hätte soviel Geld bekommen, wie ich bisher nie ... und lange Jahre später auch noch nicht ... auf einem Brett zusammen gesehen – und – – ich tat es nicht. Es ging einfach nicht. Denn – zum Teufel! Ich schreibe doch für mich und nicht für andere.

Und dann kam das Buch heraus. Es hat mir selten etwas o viele üble Stunden bereitet. Denn immerhin – es kann nicht geleugnet werden: es ist autobiographisch, dieses Buch. Autobiographisch, wie eigentlich all und jede Schriftstellerei mehr oder minder deutlich es ist und sein soll. Ja – und sofern man die literarische Arbeit deshalb für den Spiegel der Wirklichkeit hält, mag ich in manchem durchaus nicht im Recht sein und vieles schief, sehr schief gesehen haben. Das gebe ich heute unumwunden zu; – ach, ich hätte es vielleicht schon damals zugegeben. Aber Literatur ist nicht Historie. Und die Erlebnisse der Seele gleichen nicht den Geschehnissen, und sie erheben auch keinen Anspruch darauf, es zu tun.

Die Kritik verhielt sich ziemlich ablehnend. Ich erinnere mich, daß eine sehr große Berliner Tageszeitung, die sich später meiner sehr angenommen hat, nachdem sie ein paar etwas drastische Vergleiche zitiert hatte, ihre Besprechung mit den Worten schloß: »Man sieht, der Schmutz der Darstellung ist des Stoffes würdig.« Einer sagte etwas ganz Treffendes, indem er meinte, daß der Roman zum Schluß die »feinere« Eigenart verlöre. Das machte mich aufhorchen.

Aber keiner sagte eigentlich, daß er etwas wie ein verhaltenes Schluchzen höre, wenn er das Buch läse. Und gar in meinem Hause, wo man doch zuerst etwas

von diesem verhaltenen Schluchzen hätte vernehmen können – begannen recht üble Tage für mich. Denn ich konnte mich ja noch nicht selbst ernähren. Nur an eines denke ich heute noch nicht ohne Trauer und nicht ohne Beglückung zurück: Ich hatte eine ältere lungenkranke Schwester – sie hat sich gleichfalls schriftstellerisch betätigt – sie war eben aus einer Heilstätte gekommen und lag nun vorn im runden Zimmer im Winter bei offenen Fernstern dick verpackt auf dem Liegestuhl, und man hatte ihr wohl das Buch gegeben, damit sie sich pflichtgemäß entrüste. Als ich aber vorkam in das Zimmer – ich sehe es noch – da war meiner Schwester das Buch aus den Händen gesunken, und die Tränen liefen ihr unaufhaltsam über das Gesicht. Und sie hat von Stunde an – ohne doch noch irgendeinen Erfolg von mir zu erleben – an mich geglaubt und mich stets verteidigt, wenn andere mich ob der kümmerlichen Aussichtslosigkeit meiner Existenz oder wegen sonstiger Mängel angriffen ...

Ja, und dann erschien der Roman – als Abdruck noch nach der Buchausgabe – in der Beilage sozialdemokratischer Zeitungen, in der »Neuen Welt«; und dort fand er unter jungen Studenten, Kaufleuten, Kontoristinnen einen sehr willigen und stark mitgehenden Lesekreis. Als ich im Herbst 1896 zur Universität ging, war ich dort den Studenten kein völlig Fremder mehr.

Dem Buch selbst war ein sehr kleiner – euphemistisch gesagt – sehr kleiner Erfolg beschieden; denn vor fünfzehn Jahren kaufte man eben noch keine Romane. Zehn Jahre später hörte ich erst, daß sich der alte Fontane, der mir auch ein paar Worte unter sein Bild schrieb – die Liebermannsche Lithographie, die über meinem Schreibtisch hängt – daß sich der alte Herr keineswegs ungünstig über das Buch ausgesprochen haben soll.

Drei Leute haben – wenn man sich dieser etwas platten Phrase bedienen darf – an meiner literarischen Wiege gestanden. Der erste hat es hoffentlich vergessen – es liegt über zwanzig Jahre zurück, und es war ein sehr böses und konfuses Zeug, das er von mir zu lesen bekam. Er war so liebenswürdig, zu sagen, man könne nichts daran sehen, ich solle aber gute Bücher lesen, wie die Geschichte des kleinen Marius ... Gift – meine ich – hieß der Roman von Kielland. Es war ein junger Mann, der bei den Eltern eines Freundes verkehrte, und der eben vor seinem ersten Erfolg stand. Trotzdem er nicht unbegabt war, konnte er sich doch später einiger Anerkennung rühmen. Es war Gerhart Hauptmann.

Und dann bin ich ein paar Jahre darauf mit einem Theaterstück in der Rocktasche – ich sagte im Geschäft, ich hätte Kopfschmerzen – nach der Wangenheimstraße in die Kolonie Grunewald gegangen und habe gesagt: »Hören Sie, Herr Doktor, ich habe da ein Drama geschrieben. Wollen Sie das lesen?« »Nein«, sagte der Herr Doktor, »ich habe jetzt zu tun. Gehen Sie eine Stunde in den Garten und kommen Sie dann 'rauf, wenn ich Sie holen lasse; dann können Sie es mir selbst vorlesen.« Das fand ich schon sehr nett, denn der Herr kannte mich durchaus nicht, und er hätte doch schwer bei der Sache eingehen können, wenn's ein fünftakteriger jambenschwerer Konradin gewesen wäre. – Und als ich geendet hatte, da sagte mir der Doktor, daß er das Stück, wenn es theatertechnisch besser aufgebaut gewesen wäre, noch heute an die Freie Bühne weitergegeben hätte, und daß viele in ähnlicher Lage zu ihm kämen, und daß er vielen Unangenehmes sagen müsse. Erst von zweien hätte er sich Zukunft versprochen – der eine wäre nebenbei Sudermann gewesen – und ich wäre der dritte! (Ach Gott – da sieht

man wieder, wie sehr doch selbst ein so sicherer Kritiker wie Mauthner manchmal vorbeischießen kann!)

Da hat Schlenther bei mir schon eher das Richtige getroffen. Er hat mir damals – vielleicht so 1892/93 – auf ein paar kleine Theaterstücke, von denen ich eines noch als nicht ohne Eigenart im Gedächtnis habe, geschrieben, es wäre natürlich schwer zu prophezeien, aber ich sollte lieber Kaufmann bleiben. Denn seines Erachtens würde ich in der Literatur mehr üble als angenehme Erfahrungen machen und ginge vielleicht einer ziemlich trüben Zukunft entgegen.

Nun – ich wäre ja wirklich endlich ganz gern Kaufmann geblieben – aber der Kaufmannsstand hat mich aufgegeben, nicht ich ihn. Und ganz so schlimm ist die Sache ja auch nicht geworden. Vielleicht weil ich in den ganzen Jahren bisher mich davor bewahrt habe, die Literatur als mein Handwerk aufzufassen. Ich bin mir bis zum heutigen Tage nicht bewußt, irgendwie zum deutschen Schrifttum in persönlichen Beziehungen zu stehen. Auch wenn es in Büchern und Kritiken anders behauptet wird. Was ich gegeben habe und geben will, sind Kristallisationsformen meines Ichs, bittere und süße Niederschläge, Selbstüberwindungen, schwermütige und heitere Exaltationen. Ich gab sie und will sie geben, um meinem Sein, das verrinnt, feste Formen zu verleihen ... gab sie, um den kurzen Schrei der Luft über die Schönheit der Sinneseindrücke nicht ganz verhallen zu lassen, und um mich über das geheime, nutzlose Schluchzen der Qual wegzutäuschen. Dem Kind gleich, das an der See aus Sand Figuren macht, forme ich mein Leben. Die Flut kommt und reißt es fort. Nun gut – so werde ich am nächsten Tag ein anderes Bild formen. Und wenn ich es nicht mehr tun kann? – Schön, dann habe ich wenigstens

die Freude und Qual gehabt, zu gestalten, mich mitzuteilen ... und habe darüber für Augenblicke vergessen, dem Nichts in die leeren Augenhöhlen zu starren.

Ja – und daß ich unter dem Namen Georg Hermann schreibe, trotzdem ich doch keineswegs Georg Hermann, sondern Georg Borchardt heiße, auch das hängt mit diesem Buch zusammen. Denn der Name Georg Hermann ist ja nur die Aneinanderreihung von zwei Vornamen, dem meinigen und dem meines Vaters, dessen Leben und Sterben das harte Leben und das bittere Sterben des hoffnungslos Unterliegenden war. Man fragt mich oft, ob ich das Pseudonym nicht ablegen will, und ich antworte dann etwa, daß ich nun doch schon daran gewöhnt wäre, oder daß mir daran läge, gesellschaftlich die Vorteile des Privatmannes zu genießen. In Wahrheit aber ist es ein Wort meiner Mutter gewesen – auch sie ist nunmehr in das Jenseits alles Seins hinabgetaucht – das mich bestimmte und bestimmt, vor der Öffentlichkeit meinem Vornamen den meines Vaters beizugesellen. Sie sagte uns – kurz nachdem ihr Mann die Augen geschlossen hatte – wir Söhne sollten den Namen des Vaters wieder zu Ehren bringen. Und so habe ich ihn wie eine zweite Flagge, die man der seinigen zugesellt – damals brannte das alles ja auch heißer als heute – zwiefach mit an den meinen geheftet. Und, ich sehe nicht ein, warum ich ihn jetzt wieder abreißen soll.

* * *

Spielkinder heißt das Buch. Dilettanten könnte man für das Wort sagen. Und der, der es schrieb, ist bis zum heutigen Tag ein Spielkind geblieben, und nichts wundert ihn mehr, als wenn man von ihm fordert, daß er irgendwelche Menschen, Zustände, Dinge oder gar sich selbst und

die Literatur ernst nehmen soll. Er tut es ja auch nicht. Aber ab und zu gibt es doch einige Leute in der Welt, die meinen, er täte es. Und diese klopfen ihm dann auf die Schulter und sagen: – Naja, alter Junge, – es ist ganz nett, was du so in den letzten fünf bis sechs Jahren geschrieben hast, – und das bißchen armseligen Erfolg mißgönnen wir dir gewiß nicht. Aber – es bleibt unter uns – damals, als du noch Krawatten packtest und eben deine Spielkin-der schriebst, da warst du begabter als heute – vielleicht weil du jünger warst. Am liebsten haben wir – das heißt wir – doch eigentlich deine vier ersten Bücher, die kein Aas kennt. –

Grunewald, Johanni 1911.

Georg Hermann

Vor mehr als zwanzig Jahren saßen im Berliner Börsen-café zwei Männer. Der eine von ihnen, klein und unter-setzt, hatte den Kopf mit dem fleischigen, faltigen Nacken zwischen die Schultern gezogen. Er mochte fünfzig Jahre alt sein. Sein starres, volles Haar war grau meliert, sein Bart kurz und am Kinn ausrasiert. Auf den ersten Blick konnte der Ausdruck seines Gesichts sogar für gutmütig gelten, aber wer ihn genauer beobachtete, bekam bald heraus, daß dem nicht so war. Die Nase war bis an den Rand der Lippen heruntergezogen, die grauen Augen waren klein und beinahe freundlich, aber wenn sie sich unbeachtet glaubten und über die Zahlenreihen des kleinen Notizbuches huschten, dann nahmen diese Augen einen so niederträchtigen, gaunerischen Ausdruck an, als wollten sie sagen: »Wen unser Herr in die Hände bekommt, den läßt er nicht locker, den saugt er aus bis auf den letzten Blutstropfen.«

Der andere war ein fünfzigjähriger Jüngling, geschniegelt und gebügelt, kein Stäubchen an ihm. Er trug ganz enge Beinkleider mit ledernen Stegen, ein kurzes, bis an die Lenden reichendes gelbes Paletötchen; auf seinem feinsten Gesicht gähnte die adeligste Langeweile, auf der hohen, wulstigen Stirn thronte eine erhabene Selbstzufriedenheit. Oh, er war gebildet! war in Rom, Neapel, Paris gewesen, hatte überall in den ersten Hotels gewohnt, und er erweiterte sogar noch seine umfangreichen Kenntnisse! So hatte er zu Haus beim Zeitungslesen stets das Fremdwörterbuch neben sich liegen, in dem er alle ihm unbekannten Ausdrücke nachschlug. Er protegierte sogar

einen Maler, indem er seine Bilder billig kaufte, und hielt, natürlich nur der Protektion halber, eine junge, ebenso hübsche wie talentlose Schauspielerin aus.

»Meinen Se, der Kerl kommt?«

»Ich glaub's, Geiger ist ein Mann von Wort«, sagte gelangweilt der Aristokrat und legte auch sein linkes Bein auf das rote Plüschsofa. »Pikkolo, eine Limonade!«

»Und wenn uns der Geiger doch ein Schnippchen schlägt und uns sitzen läßt?«, sagte Rewald, indem er den Aristokraten von der Seite anblinzelte.

»Ich sage Ihnen, er kommt – sehen Sie, da ist er schon!«

Er wies auf einen zirka fünfundvierzigjährigen Herrn mit schwarzem Vollbart. Es war ein hübscher Mensch, der dort kam: groß, kräftig gebaut, ruhige, klare, ebenmäßige Züge, braune, ehrliche Augen, die Nase gerade, wenn auch für eine Mannsperson etwas zu klein, die Stirn hoch und stark gewölbt. In seinem Gesicht lag der Ausdruck einer rückhaltlosen, fast groben Offenheit und Ehrlichkeit. Die ganze Gestalt schien überhaupt zu sagen: Seht, das bin ich! Mit nichts habe ich angefangen, und heut hab ich hier eines der besten Geschäfte, bin fast Millionär; durch meine eigene ehrliche Arbeit bin ich es geworden, durch eigene ehrliche Arbeit!

Rewald erhob sich und drückte den Kopf noch mehr wie sonst nach vorn, selbst der Aristokrat winkte gnädig mit seiner behandschuhten Rechten, dann erhob auch er sich und klopfte dem Ankömmling vertraulich auf die Schulter.

»Nun, lieber Geiger, es ist nett, daß du kommst!« – Er hatte das Recht ihn zu duzen, denn er war sein Schwager.

Rewald schmunzelte in sich hinein, als wollte er sagen: Kitzle du nur erst das Schäfchen unter dem Hals, damit's hübsch still hält, ich werde schon im geeigneten Augen-

blicke zustoßen. Nicht einen Muck mehr soll's tun, das Schäfchen!

»Pikkolo, drei Sherry Cobler für mich und die Herren!«

»Aber Herr Rewald, ich trinke vormittag nie etwas, ich kann es nicht vertragen, vormittags etwas zu trinken.«

»Herr Geiger, Se werden mir doch gestatten, daß ...« sagte Rewald im liebenswürdigsten Tone seines Registers.

Der Aristokrat unterbrach ihn.

»Nun, wie geht's Annchen, wie geht's den Kinderchen? Den Jüngsten müßten Sie wirklich mal sehen, Herr Rewald – ein kluger Junge – sag ich Ihnen – ein hübscher Junge – sag ich Ihnen!«

»Das hat er nur vom Vater, so etwas vererbt sich stets.« Rewald lachte.

Der Sherry Cobler kam: Man sprach über die politische Lage, über Bismarck, über Strousberg, über die Bochumer, Norddeutsche Lloyd, Differenzgeschäfte und ihre Unmoral, Familienangelegenheiten, Stadtklatsch, ja sogar auch über die Oper und die Kunstaussstellung, für welche beide der Aristokrat ein scharfsinniges Urteil und ein tiefes Verständnis zeigte. Besonders lobte er jene herrliche, ja herrliche Oper – wie hieß sie doch gleich? Ja, und pfiff sogar nicht ohne Gehör aus ihr mehrere besonders schöne Stellen, welche sicher gepaßt hätten, wenn sie nicht aus dem Troubadour gewesen wären. Dann sprach er noch über Kaulbach und über die Bildhauerei der italienischen Renaissance. Und die anderen, die wirklich blutwenig von derartigen Dingen verstanden, hörten diesem Wortschwall zu, mit Gesichtern, auf denen deutlich zu lesen war: Ja, ein kluger Mensch! Ja! Ein gebildeter Mensch! Und welche rednerische Begabung! Der wird es doch noch bis zum Stadtverordneten bringen!

Plötzlich kam Rewald ganz unvermittelt auf Geschäfte zu sprechen; daß doch jetzt der Grund und Boden so billig sei und man leicht soviel – soviel verdienen könne, und –:

»Ich habe Ihnen ein Geschäft, ein Geschäft –« er spitzte die Lippen wie ein Weintrinker, legte den Kopf auf die Tischplatte und schlug die Arme zurück, daß er wirklich in diesem Augenblick an einen auffliegenden Geier gemahnte.

»Verdienen, verdienen könnten Sie daran vierzigtausend Mark, sag ich Ihnen, fünfzigtausend Mark, sag ich Ihnen, hunderttausend Mark, sag ich Ihnen!«

Und er wies mit Zahlen haarscharf nach, welchen ungeheuren Vorteil man nur mit einem verhältnismäßig geringen Anlagekapital aus diesem Unternehmen ziehen könnte.

»Das wär ä Geschäft! Das wär ä Geschäft!« schloß er wieder lippenspitzend seine Rede.

»Nun, Herr Rewald, weshalb machen Sie es dann nicht?«

»Warum? Warum? Nu, weil Sie's machen sollen, lieber Geiger!« Er klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. »Sehen Sie, diese beiden Häuser lassen Sie einfach niederreißen und bauen darauf ein neues, großes Haus auf –«

»Sie wissen, Herr Rewald, so gut wie ich, daß ich mich auf Derartiges nicht einlassen kann, ich habe schon die anderen Häuser. Meinem Geschäft, wenn es sich auch ganz gut rentiert, kann man nicht soviel zumuten.«

»Ich sag Ihnen, es wird Ihnen leid tun, greifen Sie zu, greifen Sie zu, eh's zu spät ist. 's wird Ihnen leid tun, sag ich Ihnen, und warum sollen Sie's nicht nehmen, warum nicht? Ä junger Mann muß Glück im Leben haben! Was haben Sie dabei zu riskieren?! Hä – so ä reicher Mann wie Sie – hä – nachher werden Sie sagen, der Rewald, das ist einer, der meint's noch gut mit mir.«

»Herr Rewald, Ihr Reden nützt augenblicklich gar nichts, ich werde darüber einmal mit meiner Frau sprechen!«

»Mit Ihrer Frau?« schrie Rewald, lachte, als ob jener einen ausgezeichneten Witz gemacht habe und schlug mit der Hand auf den Tisch.

»Entschuldigen Sie, lieber Herr, aber das hätte ich Ihnen doch wirklich nicht zugetraut. Ein Mann soll mit seiner Frau von Geschäften sprechen!«

Er hielt sich den Bauch vor Lachen.

»Kostbar, kostbar! Das Beste, was ich seit langem gehört habe! Kostbar! Kellner, noch einmal Sherry Cöbler! Nun gut, ich will Sie ja nicht dazu bestimmen, was Sie für'n Nutzen oder Schaden davon? Ich finde zehn andere, die es riskieren. Aber ich sag Ihnen, Sie schneiden sich in Ihr eigenes Fleisch, wenn Sie das Geschäft nicht machen! Pikkolo, ein paar Zigarren!«

Und wieder begann das allgemeine Gespräch.

Man stritt über die Größe Bismarcks, sprach über die geschäftliche Bedeutung des Krieges von siebenund-siebenzig, über Moltke, Roon, Mac Mahon, Napoleon, Eugenie, Rochefort. Der Aristokrat hielt eine feurige Ansprache, lobte das energische Vorgehen Bismarcks, welchen er persönlich zu kennen vorgab, sprach von Beziehungen Deutschlands mit denen des Auslands, besonders mit Zentral- und Süd-Amerika – dann von der Zukunft der Wissenschaft im Dienste der Industrie, und dieses alles mit einer so wichtigen Miene, als ob jedes Wort der Nachwelt überliefert werden müßte, dieses alles mit einem lebenswürdigen, gezierten Lächeln, das einer Primadonna Ehre gemacht hätte, dieses alles mit einer solchen stolzen Bestimmtheit, als ob er, er, der Aristokrat und niemand anders, die Fäden des Weltgetriebes leite.

Grade wie ein Blutegel, den man einmal abgestreift, von neuem auf sein Opfer losschießt und sich festzusaugen versucht, so begann Rewald plötzlich unvermittelt wieder von Geschäften zu reden. Wie der Grund und Boden so billig, so billig, und wie man jetzt auf so leichte und anständige Art und Weise, – dies betonte er besonders – viel, viel, sehr viel Geld verdienen könne, er ging sogar noch einen Schritt weiter:

»Und sehen Se, hier habe ich die Pläne. Diese günstige Lage, kein Winkelchen, kein Eckchen, direkt beim Rathaus. Ä Million, ä Million ist damit zu verdienen, und als ob fünfhunderttausend Mark für ä mehrfachen Millionär wie Sie«, – er wußte nur zu genau, daß jener es nicht war – »Geld ist! Hunderttausend Mark zahlen Sie an, die erste Hypothek dreihunderttausend, die zweite hunderttausend. Vier Prozent sechzehntausend Mark, als ob sechzehntausend Mark für Sie ä Geld ist! Fürs Baugeld lassen Sie mich nur sorgen. Und wenn's sich nicht rentiert – es ist nur ein Fall, den ich hier annehme, – verkaufen Sie's wieder. Riskieren tun Se keinesfalls etwas – verlieren können Se nischt dran, es ist unmöglich – unmöglich sag' ich Ihnen!«

»Ich will mit meiner Frau darüber sprechen!«

»Aber lieber Geiger, ein Mann soll nicht einmal so viel Urteilskraft haben, allein, ohne seine Frau etwas beschließen zu können? Ich begreife Se nicht, Se sind doch sonst so'n verständiger, gescheiter Mensch!«

»Herr Rewald, ich werde erst mit meiner Frau sprechen.«

»Nu, sprechen Sie mit Ihrer Frau«, sagte Rewald in einem Tone, als ob ihn diese ganze Sache nichts angehe.

»Pikkolo, drei Echte!«

»Aber Herr Rewald, Sie wissen –«

»Aber Herr Geiger, Sie werden mir doch gestatten, ich nehme es Ihnen wirklich übel, wenn Sie mir – Sie können sich ja immer wieder revanchieren.«

Und wieder begann das Gespräch. Der Aristokrat zeigte erstaunliche landwirtschaftliche Kenntnisse, sprach über die Bereitung des Rohzuckers, über die Angoraszachfzucht in Spanien, Australien und der Lüneburger Heide, dann über die Victoria Regia, die er – was schadet es – mit der Königin der Nacht verwechselte. Er versicherte den anderen mit ausgezeichnete Liebenswürdigkeit, daß er, er persönlich, gegen den Grafen Arnim gar nichts hätte, und daß derselbe sogar ein sehr lieber, anständiger Mensch sei – er hätte früher einmal das Vergnügen gehabt, seine intimere Bekanntschaft zu machen –. Dann ließ er sich, leider nur etwas zu orakelhaft, über die Zukunft der deutschen Textilbranche aus, die mit der finanziellen Lage Australiens aufs engste zusammenhinge.

»Herr Geiger, wir gehen.«

Man wollte zahlen.

»Aber bitte, bitte, bemühen Sie sich nicht, meine Herren, wir können es ja ein anderes Mal regulieren. Ich werde mir gestatten –«

»Adieu, Schwager, adieu Herr Rewald!«

»Aber Herr Geiger, Sie werden doch noch nicht nach Hause gehen. Kommen Sie, Herr Geiger, wir wollen uns einmal das Haus ansehen, kommen Sie!«

»Herr Rewald, ein anderes Mal, meine Frau wartet mit dem Mittag.«

»Sie kommen doch sowieso schon zu spät. Sie essen doch sonst immer um halb drei, und jetzt ist es schon ein Viertel auf vier.«

»Eben deswegen muß ich schnell nach Haus.«

»Ach, sie werden doch auch zu Hause einmal ohne Sie fertig werden. Kommen Sie nur, wir sind ja gleich dort.«

»Ja«, setzte der Aristokrat hinzu, »ansehen können wir es uns ja!«

Geiger gab nach.

* * *

Als er endlich am Spätnachmittag heim kam, fühlte er einen eigentümlichen, dumpfen Druck zwischen den Augen, und die Geschehnisse begannen sich in seinem Kopf zu verwirren. Er wußte nur, er war noch irgendwo gewesen, hatte sich irgend etwas angesehen, und irgend etwas so halb und halb zugesagt; was es aber war, um was es sich handelte, darauf konnte er sich trotz aller Anstrengung nicht besinnen. Als er die Treppe hinaufstieg, versagten die Füße, er begann zu taumeln und wäre sicher gefallen, hätte er nicht noch schnell das Geländer umklammert. Dann schloß er auf und wankte, indem er sich bemühte möglichst leise aufzutreten, den Flur entlang zum Schlafzimmer. Dort fiel er angezogen, wie er war, auf das Bett, wühlte sich in die grüne Steppdecke und das weiße Kantentuch und lag nun da mit großen, offenen Augen, nachsinnend, was eigentlich mit ihm passiert sei.

»Was war denn das nur? Was war denn das nur?«

Seine Frau, die ihn hatte kommen hören, trat zu ihm. Als sie die verglasten, stieren Blicke sah, als der scharfe Bier- und Weindunst, den er ausatmete, ihr entgegenschlug, da wurde es ihr klar.

Ihr Mann, zu dem sie aufblickte wie zu einem Heiligen, der ihr ein und ihr alles war, betrunken, betrunken wie ein Arbeiter, der Sonnabend seinen Wochenlohn bekommen! Wenn das die Mädchen erführen! Wenn das die Kinder sähen! Die Schande, die Schande!

Was blieb ihr anders übrig, sie mußte ihren Mann ausziehen, zu Bett bringen wie ein Baby. Es war ein schweres Stück Arbeit, und wie sie das anekelte!

Als sie endlich damit fertig war, setzte sie sich ans Bett, hörte auf sein ruhiges, tiefes Schnarchen und das erste Mal in ihrer Ehe, das erstemal seit acht Jahren weinte sie, sie schämte sich für ihren Mann. Er, der sonst so enthaltsam, war betrunken!

Die Geburt ihrer drei Kinder hatte ihr nicht solchen Schmerz bereitet, wie das. Ihr Mann, ihr Heiliger – ihr – ihr – ihr – ein und ihr – alles – betrunken – Pfui!

Wir Kinder wurden heut früher zu Bett gebracht und wunderten uns, daß wir nicht wie sonst den Gutenachtkuß bekamen. Mutter, die kleine, dicke, lustige Frau war überhaupt in der letzten Zeit für uns wenig zu sprechen gewesen, ja es war sogar uns aufgefallen, daß sie schlecht aussah und dicke, verschwollene, rotgeweinte Augenlider hatte. Heut abend hatte sie in allen Fächern ihres Mahagonispindes umhergekramt und war dann mit einem Paket weggegangen. Wohin? Das wußte selbst Luise Lademann nicht – selbst Luise Lademann! Das mußte etwas ganz Außergewöhnliches sein.

Auch in der Küche war alles wie umgewechselt. Ulrike, die mich sonst immer auf den Schoß nahm und sich sogar noch freute, wenn ich sie in die Nase kniff, hatte mich heute gar nicht beachtet, trotz all meiner Anstrengungen, mich bemerkbar zu machen, und mich endlich sogar wieder zu meiner Luise hinaufgeschickt, und die brachte mich einfach ins Bett.

Ins Bett – aber – ich war ja noch gar nicht müde?!

»So, Georg, jetzt legst du dich auf die andere Seite und schläfst!« Und ich zog die Decke über das eine Ohr, lag mäuschenstill, tat, als ob ich schlief, stupste nur manchmal den großen Zeh vom linken Fuß gegen das Bettende, um zu prüfen, ob ich noch wach wäre. – –

Nach einer halben Stunde hörte ich draußen eine Tür gehen. Luise ging hinaus. Ich horchte scharf auf, man sprach ziemlich laut im Nebenzimmer, aber trotzdem konnte ich nicht verstehen, um was es sich handelte. Ich hörte nur deutlich Luisens Stimme:

»Madame, Sie wollen mir wohl beleidigen?! Ich nehme et nicht, det können Sie doch nu besser brauchen! Ne, un ich nehme et nicht!«

»Aber Luise, du siehst doch, wir müssen uns jetzt aufs äußerste einschränken, ich kann unmöglich zwei Mädchen halten.«

»Un ich nehme et nicht! Un glauben Sie vielleicht, Frau Geiger, ich werd hier wegjehn, wo ich mir hier so an die Kinder gewöhnt habe? Ne!«

»Aber Luise, du mußt doch selbst einsehen – –«

»Un ich sage Ihnen, ich nehme et nicht! Ne, det wär ja wirklich –, wo ich mir so an die Kinder gewöhnt habe« – – – – – mehr konnte ich nicht verstehen.

Luise kam wieder herein, setzte sich vor mein Bett und weinte.

»Sie wollte mir beleidigen! Uh! Sie wollte mir beleidigen, uh – und wo ich dabei so gut zu die Kinder bin – uh – sie wollte mir beleidigen – uh –«

Luise Lademann, unsere Luise weinte! Aus drei Betten erklang plötzlich ein Jammergeheul.

»Na, stille, schläft man weiter. – Uh! Sie wollte mir beleidigen!«

Aber ich konnte nicht einschlafen.

Nach einiger Zeit hörte ich vorn meinen Vater sehr heftig sprechen.

»Diese Lumpen! Ich schlage ihn über'n Kopf! Nicht wert sind sie von mir – – die – – – – – mit dreißigtausend ist die Sache noch zu machen – er hat's genau gewußt, wie ich mich da hereinreite. – Red' nicht, Frau, genau hat er's gewußt, der Lump!! Ich halt's nicht aus, ich

halt's nicht aus! Ich glaube, ich werde verrückt – nein – nein – nein – ich halt's nicht aus!

Mit dreißigtausend wär alles zu retten gewesen. Du weißt, wie ich mich gemüht habe, wie ich gearbeitet habe, mein Lebtage!

Annenchen, ich kann's nicht mehr, ich halt's nicht aus! Ängstige Dich nicht, ich werde ja wieder ruhig werden. Hab keine Angst, Kind, ich bin nur augenblicklich so erregt, – dieser – dieser, dieser Lump, dieser Gauner!«

— — — Leises Weinen. — — — — —

Von da an wurde das Gespräch gedämpft geführt. Ich lauschte, lauschte, aber ich verstand nichts mehr und schlief ein. —

Nach einigen Stunden saß mein Vater allein vorn im Arbeitszimmer, vor ihm ein Blatt Papier, über und über mit Zahlen bekritzelt. Da war multipliziert und dividiert, addiert und subtrahiert und immer, immer das Defizit, wie es gedreht und gewendet, welche Möglichkeit auch angenommen, immer, immer das unregulierbare Defizit auf dem Grundstückkonto. Unabwendbar!

Und da lagen sie nun vor ihm die letzten zwei Jahre und mit einem Blick übersah er sie, als ob sie eine Seite seines Hauptbuchs wären. Seit jenem Tag, seit jenem unglückseligen Hauskauf, keine ruhige Stunde mehr.

Der plötzliche Umschlag: Grund und Boden verlieren den Wert, niemand wagt mehr ihn zu beleihen und an Käufer ist gar nicht zu denken.

Woher bares Geld nehmen? Das, was noch geblieben, reichte nicht aus. Es mußte vermehrt werden. Er beteiligte sich an Gründungen und verlor, er spekulierte in scheinbar sicheren Papieren und verlor.

Gutwillig opferte der Aristokrat hunderttausend. Sie wurden verschlungen.

Gutwillig gaben Freunde und Verwandte, was in ihren Kräften stand. Es verrauchte im Augenblick, wie Wassertropfen, die auf einen heißen Stein fallen.

Aber er konnte nicht mehr zurück, es war für ihn zur Existenzfrage geworden; es mußten ja auch bessere Zeiten kommen, und dann wäre ja alles gerettet, dann könnte er ja an dem Haus wieder zum reichen Mann werden.

In seiner Herzensangst hatte er sich an Rewald gewandt, trotzdem er vor ihm ein geheimes Grauen hatte, und Rewald hatte ihm wider Erwarten dreimal mit kleinen Summen ausgeholfen, aber dann war auch diese Quelle versiegt.

Oh – wie war er umhergelaufen in den letzten Tagen von einem zum anderen; fast überall buchstäblich verschlossene Türen, und die wenigen, die ihn vorließen, zuckten mitleidig die Achseln. – Ja, wenn sie ihm helfen könnten, sie würden es ja gern tun – und hundert Gründe.

Mit dem Aristokraten war er aufs heftigste zusammengeraut – er konnte ihn retten und warum tat er's nicht! – und er bedachte gar nicht, daß jener schon ein Vermögen an ihn gewandt hatte, sondern ging in seinem Jähzorn soweit, handgreiflich zu werden. Der Aristokrat verwies ihn, schäumend vor Wut, aus der Wohnung.

Überall verschlossene Türen! Überall verschlossene Herzen!

Und dann hörte er, daß Rewald, einen Teil der Forderungen an sich gebracht habe, um als Hauptgläubiger gegen ihn aufzutreten. Er stürzte zu ihm – Rewald wäre verreckt, hieß es.

Unabwendbar bankrott! Was nun? Was nun?

Vielleicht ist doch noch die Möglichkeit, es zu regulieren, und wenn auch nur für einige Tage.